Lieber Lust als Frust : Bericht zum Lizprojekt 1994/95 der Basler Projektgruppe

Autor(en): **Voirol, Jeannette**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung**

Band (Jahr): **- (1998)**

Heft 16

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-631253

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lieber Lust als Frust

Bericht zum Lizprojekt 1994/95 der Basler Projektgruppe

An der Historikerinnentagung vom 13./14. Februar dieses Jahres in Bern hatten wir, vier Frauen aus Basel, im Rahmen des Workshops "Biographien I" die Gelegenheit, über unser gemeinsames Lizprojekt zu berichten, das wir im Winter 1995 abgeschlossen hatten. Da inzwischen doch schon zwei Jahre ins Land gezogen sind, war dies auch für uns selber eine Möglichkeit, über diese Zeit noch einmal nachzudenken und uns zu fragen, welche Konsequenzen sich aus dieser Erfahrung ziehen lassen. Grundsätzlich steht und stand die Frage im Raum, wie es möglich ist, feministische Ansätze und projektorientierte Arbeitsweisen im strukturellen Umfeld der Universität zu praktizieren, das für solche Anliegen ja nicht per se offen ist...

Es waren einmal vier Studentinnen, die sich bereits aus verschiedenen Zusammenhängen und Projektarbeiten (besonders im Frauenstadtrundgang Basel) kannten und regelmässig miteinander zu tun hatten. Als sie so etwa 1992 daran waren, ihre Seminararbeiten im Hinblick auf den Lizabschluss zu verfassen, mussten sie zum Teil mit Unglauben und Schrecken mitansehen, wie ihre älteren FreundInnen, die sich anschickten, ans Liz zu gehen, diese Abschlusszeit oft als Leidenszeit der plötzlichen Vereinsamung, Spezialisierung und Vereinzelung wahrnahmen – und entsprechend keine besonders guten Erinnerungen damit verknüpften. Es gab die üblichen Horrorgeschichten von unsäglicher Hektik in den letzten Tagen und Stunden, Alpträumen vor dem Computer, im Schlaf (sowieso) und der Angst vor dem weissen Blatt Papier; kurz, Abstürzen und Katastrophen jeglicher Art. Die vier beschlossen, dass es so mit ihnen nicht enden sollte.

Exkurs: Die Basler Verhältnisse

An dieser Stelle müssen wir kurz erklären, wie der Lizabschluss in Basel strukturiert ist. Das relativ freie und selbstbestimmte Geschichtsstudium an der Universität Basel hat klar festgelegte Ziele, die zu einem grossen Teil in Gruppenarbeit erreicht werden können. So ist es möglich, Seminararbeiten im Team zu verfassen, wenn dieses Bedürfnis formuliert wird. Der Abschluss des Studiums folgt jedoch einer ziemlich verstaubten Vorstellung von Abschlussarbeit und Prüfungen, in der die bekannte AlleinkämpferInnen-Mentalität plötzlich zur Norm wird. Das ganze Liz dauert genau ein Jahr, wobei die ersten sechs Monate zum Verfassen einer Lizarbeit, die zweiten zum Lernen auf die abschliessenden, mündlichen und schriftlichen Prüfungen vorgesehen sind. Das heisst, dass die Zeit zum Verfassen einer Arbeit vom Zeitpunkt der Anmeldung an auf ein halbes Jahr beschränkt ist und auch so eingehalten werden muss.

In Basel ist es zudem bei einigen ProfessorInnen am Historischen Seminar üblich, eigene Liz-Kolloquien anzubieten, wo die einzelnen Projekte mit allen LizentiantInnen in regelmässigen Treffen besprochen werden. Das ist eine gute Sache, nur stellt sich auch hier bald das Problem, dass ein konstruktiver Austausch schwierig wird, je mehr man und frau in die Endphase gerät und genug zu tun hat mit eigenen Themen, Ansätzen und Spezialproblemen, als sich noch auf diejenigen anderer einzulassen. Wir wollten mit unserem Projekt versuchen, dieses Grundproblem zu umgehen.

Worte und Taten

Es war im bestehenden Unirahmen nicht möglich, auf eine einzige (gemeinsam verfasste oder aus vier Teilen bestehende) Abschlussarbeit hinzudenken – das wäre auch zeitlich schlecht realisierbar gewesen. So beschlossen wir, gemeinsam Quellen aus dem gleichen Zeitraum (1800–1850) aus der Schweiz von/über Frauen zu suchen – damit jede Autorin ihre eigene Arbeit verfassen, aber ein Austausch trotzdem auf möglichst vielen Ebenen stattfinden konnte. Es war schnell klar, dass wir mit diesem Anspruch bei Selbstzeugnissen von Frauen am ehesten fündig würden. Auf

verschiedenen Wegen stiessen wir so auf die Quellen, die den einzelnen Arbeiten zugrunde liegen. Diese reichen von Autobiographien und Tagebüchern zweier Pietistinnen (1853 bzw. 1846–49) über eine Hauschronik (1797-1876) und einem Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn (1836–1850) bis hin zum Reisetagebuch einer jungen Berlinerin auf Schweizerreise (1837).

Durch die Kooperation der ProfessorInnen Martin Schaffner und Regina Wecker, welche die Arbeiten begleiteten, war es möglich, dass wir zu viert eine Lizgruppe bilden konnten und in regelmässigen Treffen zu sechst die einzelnen Konzepte, Quellentexte und Textauszüge miteinander diskutieren konnten. Neben diesen formellen Zusammenkünften unter professoraler Begleitung trafen wir uns daneben informell, um methodische Texte zu diskutieren. Zweimal im Laufe des ganzen Jahres zogen wir zudem für eine Woche mit Laptops bzw. Bücherbergen zur Retraite ins Tessin, um intensive Schreib- und Lernphasen einzulegen. Diese Zeiten gehörten für uns zu den ergiebigsten und dichtesten im Rahmen einer solchen Zusammenarbeit, da auch einmal ein Dranbleiben über längere Zeit hin möglich war und genügend Zeit blieb zum Entspannen, Ablachen und wieder Weiterdiskutieren.

Freuden, Leiden und Grenzen

Obwohl wir auf diese Weise einen intensiveren Austausch und eine Arbeitsform fanden, die unseren Bedürfnissen nach gegenseitiger Unterstützung und Motivation entsprach, war es nicht möglich, diese Intensität bis zum Schluss aufrechtzuerhalten. So war es bald klar, dass in der allgemeinen Hektik der jeweiligen Schlussphasen (der natürlich auch wir unterlagen) ein gegenseitiges Lesen, eine dichte thematische Verknüpfung und ein gemeinsames Schlusswort nicht möglich waren. Erst nach Abgabe konnten wir diese 'Gegenlektüren' nachholen, was nichtsdestotrotz intensive und spannende Feedbacks ermöglichte.

Das Merkwürdige ist, dass alle, die unser Projekt begleiteten und mitverfolgten, begeistert und angetan waren von dieser Idee. Trotzdem hat es seitdem keinen ähnlichen Versuch mehr gegeben im Rahmen der Basler Universität. Zwar organisieren sich viele Frauen informell und arbeiten auf gemeinsame Abschlüsse hin – aber diese Form der Offizialität hat nicht mehr stattgefunden. Es ist offenbar nach wie vor schwierig, entsprechende Anliegen rechtzeitig zu formulieren, das Timing und die Vorausplanung (die sicher nötig sind) einzuberechnen und sich auf die Hürden der Universitätsverwaltung einzulassen.

Im Rahmen der Diskussion an der Historikerinnentagung wurde auch klar, dass unsere Arbeit vereinfacht wurde durch die Tatsache, dass wir bereits eingespielt waren im Zusammenarbeiten, gegenseitigen Kritisieren und gemeinsam Organisieren. So herrschte von Beginn an eine Diskussionskultur, die auch Meinungsverschiedenheiten und Unterschiede ertrug, ohne dass grosse Konflikte aufbrechen mussten – eine Grundlage, die natürlich bei jeder Form von Projektarbeit vorhanden sein muss. Trotzdem können wir nur empfehlen, die Mühen auf sich zu nehmen: es lohnt sich!

Zum Schluss: Diskussionspunkte und methodische Grundsatzüberlegungen

Bei der Frage danach, was denn unseren Texten gemeinsam ist, stellte sich als grundsätzliche Frage diejenige der Relevanz von Lebensbeschreibungen, das heisst, nach der Beziehung des von uns dargestellten Besonderen und dem für die historische Forschung relevanten Allgemeinen. Für unsere Arbeit gingen wir dabei von der prinzipiellen Auffindbarkeit des Allgemeinen im Besonderen aus, wobei die Folgerungen von Einzelfällen auf das Allgemeine nicht von deren Häufigkeit abhängt, sondern von der Rekonstruktion ihrer konstituierenden Momente. Ein Einzelfall repräsentiert also nicht das Allgemeine, sondern zeigt einen möglichen Umgang mit sozialer Wirklichkeit – und wird damit zu einem Bestandteil derselben. Weiter ging es uns darum zu beachten, dass es sich bei Lebensbeschreibungen nicht um einen festgehaltenen Spezialfall handelt, sondern dass dieser auch subjektiv, von einer in die Handlung involvierten Person, festgehalten wird. Die subjektive Betrachtungs- und Darstellungsweise der Vergangenheit kann zur Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion oder zwischen Ereignis und Erlebnis verführen. Diese Dualismen basieren jedoch auf der Annahme, dass es ein objektives Geschehen ohne subjektives Erleben gäbe. Die Unterscheidung von Realität und Fiktion soll vielmehr durch die Unterscheidung zwischen verschiedenen Realitäten, die zur Konstituierung sozialer Wirklichkeit beitragen, ersetzt werden. Verschiedene Realitäten innerhalb eines Selbstzeugnisses einerseits, aber auch die Kontrastierung mit Informationen und Realitäten ausserhalb der Quelle können zur Rekonstruktion von Lebenswelten beitragen.

Unsere vier Arbeiten geben Einblicke in solche Realitäten, zeigen Lebenswelten, aber auch Grenzen, die sich die AutorInnen der Quellen zum Teil selbst setzen. Um herauszufinden, wieso Lebensbeschreibungen von Frauen in der offiziellen Geschichtsschreibung bisher kaum Beachtung gefunden haben, wäre beispielsweise eine genauere Analyse der Kategorien 'privat' und 'öffentlich' anhand solcher Quellen erforderlich – eine Fragestellung, die zum Weiterarbeiten im beschriebenen Rahmen anregen sollte!

Jeannette Voirol

Barbara Alder hat ihre Lizentiatsarbeit zum Thema 'Religion als Orientierungsmöglichkeit - Untersucht an zwei Selbstzeugnissen pietistischer Frauen aus der Zeit zwischen 1780 bis 1850' verfasst. Barbara Rettenmund unter dem Titel '"O lasst mich, wenn ich gestorben bin, vergessen sein auf Erden!" – Die Lebenswelt der Meta Heusser-Schweizer (1797–1876)'. Kathrin Ueltschi unter demTitel '"Innigst geliebter Jacob" – "Liebes Mütterlein" – Die Verflechtung von Heimat, Familie und Geschäft anhand eines Briefwechsels innerhalb der Familie Gsell-Schobinger (St. Gallen/Rio de Janeiro) aus den Jahren 1836'. Jeannette Voirol unter dem Titel '"Ich gebe mich hier ganz, wie ich bin (...)" – Inszenierungen einer Touristin im Reisetagebuch der Emma Siegmund (1837)'.

MOMA
Monatsmagazin für neue Politik

nicht nur für Historikerinnen

INHALTE STATT SCHLAGZEILEN

12.97/1.98: Die Gründung der moderne Schweiz
Beiträge von Hanspeter Uster, Tobias Kästli, Albert Tanner, Iris Blum u.a.

2./3.98: Grund-Werte linker Politik
Beiträge auf 56 Seiten von Cécile Bühlmann, Willy Spieler, Franco Cavalli, Perry Anderson, Marion von Osten, Hanspeter Kriesi, Enisa Kustorica, Josef Lang...

4.98: Sicherheit statt Verteidigung
Die Schweiz hat keine Armee, sie... Wer hilft unserer Armee in ihrer Feindlosigkeit?

Ich bestelle:

❍ ein Probeabo 3 Nummern 20.–
❍ ein Jahresabo 12 Nummern 85.–
❍ Ausbildungsabo für ein Jahr 60.–

Der MOMA-Einstieg für rosa Historikerinnen
Name
Adresse
PLZ, Ort
Einschicken an: MOMA, Postfach, 8031 Zürich. Fax. 01/273 02 12

Damit neue Politik in der Schweiz eine Chance hat